

Thomas Fornet-Ponse, **Ökumene in drei Dimensionen. Jüdische Anstöße für die innerchristliche Ökumene.** Jerusalemer Theologisches Forum 19. Aschendorff Verlag, Münster 2011. 516 Seiten.

Gegenüber einer langen Tradition in der Theologie, welche die Identität von Kirche und Christentum weithin in der Trennung vom Judentum formulierte, hat im Kontext des Zweiten Vatikanischen Konzils ein neues theologisches Denken über Israel eingesetzt. Es ist von der Glaubenseinsicht geprägt, dass Gott die Kirche in ein positives Grundverhältnis zum Judentum und jüdischen Volk gesetzt hat. So sei nicht nur das Element einer Antistruktur christlicher Theologie gegenüber dem Judentum zu überwinden, denn eine bloße Vermeidung antijüdischer Polemik könnte zu einer a-jüdischen Entfaltung von Glaube und Theologie führen. Damit Theologie aber nicht dem Verschweigen Israels anheimfällt, hat sie die Bezogenheit der Kirche zum Judentum durchgehend mitzubedenken. Hier ist es zu unterschiedlichen Öffnungen der theologischen Disziplinen gekommen. Dass in der ökumenischen Theologie solche Öffnung weitgehend ausgeblieben sei, ist der Ausgangsbefund, den Thomas Fornet-Ponse mit seinem Buch höchst konstruktiv und sehr facettenreich bearbeitet.

Der Autor versteht seine Studie als Beitrag zur ökumenischen Methodik und Hermeneutik, welcher drei unterschiedliche Diskussionsprozesse miteinander verknüpft: die interkulturelle Philosophie als philosophische Grundlegung, die innerchristlichen oder zwischenkirchlichen Diskurse und die jüdische Perspektive. Der letzteren möchte Fornet-Ponse ein fundamentaltheologisch abgesichertes Mitspracherecht in der innerchristlichen Ökumene geben, und zwar in einem doppelten Sinn, insofern er die Ausblendung des Judentums methodisch-hermeneutisch als defizitär erweist und diese Methodik exemplarisch auf Kernprobleme der christlichen Ökumene anwendet. Den Einbezug des Judentums begründet der Autor mit einer ausführlichen Grundlegung (21–119) nicht nur aus der theologischen Einsicht christlichen Angewiesenseins auf das Judentum, sondern auch philosophisch. Die interkulturelle Philosophie erscheint dem Autor höchst

geeignet, die Vielfalt von Denktraditionen mit der Suche nach Einheit im Denken der Wahrheit zu vereinbaren. Die Vereinbarkeit von Diversität und Einheit ist eben auch das Problem ökumenischer Theologie. Im zweiten Schritt seiner Grundlegung skizziert er die essenzielle Bedeutung des Judentums für die christliche Identität und Theologie. Mit Stimmen aus der gegenwärtigen theologischen Diskussion plädiert er dafür, das zeitgenössische Judentum in seiner Vielfalt als Subjekt in der ökumenischen Theologie anzusehen und jüdische Theologumena, Kategorien und Konzepte als relevant auch für die innerchristliche Ökumene zu behandeln. Er schließt seine Grundlegung mit der Sichtung der Varianten nicht nur des Einheitsverständnisses, sondern auch der in der Ökumene diskutierten Einigungsmodelle. Ihm steht nicht eine vereinheitlichte Kirche vor Augen, sondern eine universale Kirche, deren Universalität in der Solidarität und im Zusammen der verschiedenen, kulturell und konfessionell geprägten Teilkirchen realisiert wird.

In einem nächsten Diskussionsgang arbeitet der Autor die kirchentrennenden Differenzen heraus (121–235). Er erörtert das Konzept einer „Grunddifferenz“, aus der unterschiedliche Einzeldifferenzen erwachsen und deren Klärung die Voraussetzung für eine Einigung der Kirchen ist. Zu Recht macht er auf den sehr unterschiedlichen Charakter der Kirchenspaltungen aufmerksam: die Spaltung zwischen Ost und West vollzog sich über mehrere Stationen in einem langen Prozess der Entfremdung. Seine Analyse mündet in dem Fazit, dass die als kirchentrennend betrachteten Differenzen in der Beziehung der katholischen Kirche sowohl zu den Ostkirchen als auch zu den reformatorischen Kirchen „im Themenkomplex der Autorität in der Kirche“ zusammenkommen und das Verhältnis von Universalkirche und Ortskirchen sowie die Vollmachten des Bischofs von Rom betreffen.

Wie sehr die Einspielung der jüdischen Stimme in das Konzert der Ökumene angezeigt sein kann, macht Fornet-Ponse an der katholisch-lutherischen „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ deutlich, die – so sein Urteil – eine Einigung am Judentum vorbei vollzieht und bei ihrem negativen Gebrauch des „Gesetzes“ sich des Antijudaismus schuldig macht (237–253). Den positiven Möglichkeiten des Einbringens der jüdischen Perspektive in die Ökumene zum Thema der Autorität arbeitet der Autor mit einer sehr differenzierten Darstellung der Autorität im Judentum zu (255–355). Nach der Klärung, welche Träger religiöser Autorität im Judentum zu berücksichtigen sind, geht er auf die Halacha in ihrer Qualität als

Autorität ein: sie ist Ausdruck der Autorität der göttlich geoffenbarten Tora. Darauf beziehen sich die Institutionen und Personen jüdischer Autorität, so der Rabbiner als Interpret der Tora und der historische Sanhedrin. Bei der Darstellung des Rabbiners als Richter, der die Autorität der Halacha lokal zur Geltung bringt, und als moderner Gemeindeleiter wird die tiefgreifende Änderung im Verständnis und in der Ausgestaltung dieser jüdischen Autorität deutlich. Er macht als entscheidenden Gehalt von Autorität die epistemisch verfasste Autorität aus: er meint damit jene Autorität, die ihrem Träger durch ungewöhnliche Gelehrsamkeit und deren Auswirkung in Interpretation, Handhabung und Entscheidung Akzeptanz und Wertschätzung im Einzelfall und in der jüdischen Gemeinschaft verschafft. Bei halachischen Fragen, in denen es um die verbindliche Regelung des jüdischen Lebens besonders der Gemeinschaft geht, ist Einheitlichkeit gefordert. In der davon zu unterscheidenden Aggada, welche die Erklärung bietet, warum etwas als gottgewollter Weg gilt, gibt es Kontroverse und Freiheit der Diskussion. Pluralität und Mannigfaltigkeit gehören zu den Grundzügen des Jüdischen.

In seinem letzten Teil (357–448) entwickelt Fornet-Ponse, wie unter Einspielen der jüdischen Stimme Lösungsperspektiven aussehen können. Fundamentaltheologisch reflektiert er die Pluralität und Differenz, in denen sich eine vielfältige Einheit ausdrückt, und die Erkenntnisbedingungen der Wahrheit. Fornet-Ponse sieht in der jüdischen Perspektive eine Hilfe, das kirchliche Selbstverständnis nicht zu stark von der Einheit des Bekenntnisses her aufzufassen. Die eine Wahrheit hat mehrere Ausdrucksmöglichkeiten, die ihren geschichtlichen und subjektiven Charakter haben. Von dort her reflektiert der Autor das Verhältnis von Universalkirche und Ortskirche, das er als eine perichoretische Durchdringung beider beschreibt. Für ein solches Verständnis sieht er Argumente in jüdischen Überzeugungen, wenngleich die Differenz zwischen der jüdischen und christlichen Identität eine einfache Parallelisierung nicht erlaubt. Immerhin kann die jüdische Betonung der Eigenständigkeit der konkreten Einzelgemeinde als Plädoyer gelesen werden, die Ortskirche nicht zu gewichtig von der Universalkirche her zu konzipieren, sondern zwischen beiden eine Simultaneität und ein Ineinander zu sehen.

In der gegenwärtigen theologischen Diskussion ist bereits mehrfach die Forderung erhoben worden, im ökumenischen Dialog zwischen den Kirchen oder in der Entwicklung theologischer Themen die jüdische Sicht ein-

zubeziehen. Katholischerseits hat sich dies bisher auf Essays beschränkt. Evangelischerseits hat Friedrich-Wilhelm Marquardt dieses Desiderat u. a. in einer mehrbändigen Christologie und Eschatologie durchbuchstabiert. Mit der Arbeit von Thomas Fornet-Ponse liegt nun die erste katholische Studie vor, die das Desiderat in einer ausführlichen Analyse und Reflexion einlöst. Sie öffnet kühne Horizonte und überzeugt mit ihrer Grundthese, die innerchristliche Ökumene gewinnt, wenn sie aufmerksam auf die jüdische Stimme hört. Dass der Autor als Fundamentaltheologe sich so intensiv in die jüdischen Entwicklungen, Kategorien, Konzepte und Theologumena eingearbeitet hat und sich als zuverlässiger Gewährsmann jüdischer Sichten erweist, ist bemerkenswert. Der französisch-jüdische Philosoph Emmanuel Lévinas meinte 1986 in einem Gespräch mit christlichen Theologen, er habe bei Franz Rosenzweig die philosophische Möglichkeit gefunden, „die Wahrheit in den beiden Formen von Judentum und Christentum zu sehen. [...] Die gültige, metaphysische Wahrheit ist wesentlich in zwei Formen möglich, in Christentum und Judentum.“ In anderen Zusammenhängen zog Lévinas für diese Sicht Psalm 62,12 als biblische Stütze heran: „Eines hat Gott gesagt, zweierlei habe ich gehört.“ Fornet-Ponses Studie erscheint wie ein ausgreifender Kommentar dazu.

Hans Hermann Henrix, Aachen

Silvia Hell / Andreas Vonach (Hg.), **Priestertum und Priesteramt**. Historische Entwicklungen und gesellschaftlich-soziale Implikationen. Synagoge und Kirchen, Bd. 2. LIT Verlag, Wien / Berlin 2012. 296 Seiten.

Das zum 150. Todestag des heiligen Johannes Maria Vianney, des berühmten Pfarrers von Ars, von Papst Benedikt XVI. ausgerufene „Priesterjahr“ 2009/2010 hat wenig theologisch-substanzielle Publikationen hervorgebracht und mündete geradezu tragisch im internationalen Missbrauchsskandal. Um so dankbarer ist man, dass nun die Vorträge eines interdisziplinären Symposions zum Thema „Priestertum und Priesteramt“ an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck vorliegen und zu einer nüchternen Bestandsaufnahme beitragen. Weiterführend und erkenntnisfördernd war dabei die Hinzuziehung von auswärtigen Juden, die das Erscheinen in der von Andreas Vonach und Reinhard Meßner herausgegebenen Reihe „*Synagoge und Kirchen*“ ermöglichte und so eine rein katholische Innensicht religions- und kulturgeschichtlich öffnete.